

Verlassenschaft bezahlt werden.“ In klarer Überlegung werden die einzelnen Freundinnen und Wohltäter mit einer Erinnerung bedacht. Ihre einstigen Schülerinnen, die Frfr. von Varnbühler, die Freifrau von König, von Berlichingen, von Baumbach erhalten Erinnerungsstücke. Der H. Mediz. Rat Schelling „der nie etwas von mir nahm“, soll die Büste des Herrn Professor Hegel, der Hof Caplan Grüneisen die Medaille mit dem Bilde des Philosophen erhalten. Zum Schluß der langen Reihe werden noch ihre Mädchen und die „Luise bei der Frau von König in Münster“ bedacht. Sie gibt jetzt nur noch. Alle Anordnungen sind klar und mit fester Schrift geschrieben.

Am 30. Januar 1832 unterschreibt sie:

Dieses alles habe ich wohlbedacht und wohlüberlegt niedergeschrieben und erwarte um so mehr, daß diese meine letzte Willens Meynung um so mehr geachtet und vollzogen werde. Dieses alles ist meine eigene Hand und Unterschrift und mein, das einzige von meinem seeligen Vater hinterlassene Familien-siegel.

(Siegel)

Teinach, den 30. Januar 1832
Christiane Luise Hegel.

Ihr Bruder war auf der Höhe seines Ruhmes am 14. November 1831 in Berlin gestorben. Damit war ihr das letzte, was sie an diese Welt band, genommen worden. Sie war mit ihr fertig und nahm ihr Geschick selbst in die Hände.

„Heute Mittag kurz vor Tisch machte der Herr Oberpostkassier Göriz allhier (Stuttgart) der Theilungskommission des königlichen Obertribunals die Anzeige, daß nach einer ihm zugekommenen Nachricht die Jungfer Christiane Luise Hegel, eine Tochter des längst gestorbenen Expeditions Rat und Rentkammer Sekretärs Hegel in ihrem geisteskranken Zustand während ihres Aufenthaltes in Teinach, wohin sie vor einiger Zeit gebracht worden sei, sich am 2. d. M. in dem Fluß Nagold ertränkt und in der Gegend bei Kentheim aus dem Wasser gezogen worden sey.“

Dann bringt der Bote noch die Rechnung des Herrn Gastwirts Firnhaber zur „Krone“ in Teinach mit einem Bericht.

„... Die Verewigte wurde auf dem Trauerwagen zu ihrer gewünschten Ruhe, nachmittags 4 Uhr gebracht, begleitet von mir, Herrn Decan, H. Dr. Caißler und dem Wundarzt Schuler, der die Rettungsversuche bei ihr machte. Sie wurde mit allem Verstand und Achtung behandelt.“

Aus einem schwäbischen Pfarrhaus vor 200 Jahren

Von Adolf Schabl

Blicke in den Alltag vergangener Zeiten sind selten möglich. Für gewöhnlich ist dieser eine untergegangene Welt. Und doch kommt uns das Vergangene recht eigentlich erst durch seinen Alltag menschlich nahe; denn wir sind Menschen und sind auf das Menschliche als Mittler angewiesen. Bietet sich doch das Leben ferner Jahrhunderte – und wir bedürfen seiner – meist nur im Fest- und Feiertagsgewand der großen Kirchen oder etwa im Staatskleid der Burgen und Schlösser dar. Wie anders ist es schon, wenn wir – im Unterschied zu einem Münster oder einem Dom, vielleicht auch nur einer Stadtkirche – eine ländliche Kirche betreten. Die niederen Raumverhältnisse, die handwerklich bürgerlichen Schnitzereien lassen einen solchen Bau dem Alltag, auch dem Alltag von einst, und seinem Menschen näher erscheinen; und wohl können von unseren Dorfkirchen die Verse gelten:

Tief liegt die Decke
wie in Stube und Kammer,
– es duckt sich die Orgel unters Gebälk –
Nahe am Boden ist Alles
wie in Scheuer und Stall,
so enge beisammen,
daß Fremdes nicht sein kann:
derber Altar und bauchige Kanzel,
aus gleichem Holze geschnitztes
heiligstes Bildwerk und Bauerngestühl.
Es war wohl Gott hier immer recht nahe
den Menschen.
Vorn, im dunkeln Alkoven des Chores
essen und trinken sie Ihn
im selber geernteten Brot
und Wein ihrer Reben –

Um wieviel mehr müßte der Blick in das Leben eines Dorfpfarrers uns mitten hineinführen in den lebendigen Alltag gewesener Zeiten, die wir so gerne auferstehen lassen möchten.

Eine kleine untergegangene Welt solcher Art erhebt sich vor unseren Blicken, wenn wir die im Staatsarchiv in Ludwigsburg begrabenen Briefe zweier Pfarrer aus dem kleinen Ort Zell im Aichelbergischen (Kreis Göppingen) uns zu Gemüt führen. Sie kämpfen beide um den Neubau ihrer geradezu schändlich dürftigen Pfarrbehausung und geben dabei Schilderungen ihrer Lebensumstände von großer Ursprünglichkeit und Frische. Ihr Kampf gilt dabei weniger dem Herzog Karl Eugen, an den sich die Briefe mit der Anrede „Durchlauchtigster Herzog, gnädigster Fürst und Herr“ wenden, als dem hochlöblichen, aber sehr sparsamen herzoglichen Oberkirchenrat. Dessen Anweisungen gehen Jahre lang darauf hinaus, nur „das Allernöthigste repariren

zu lassen" und „dabei aber alle große Cösten äußerst zu menagiren“; und als endlich 1758 zwar nicht ein Neu-, so doch ein Umbau nach dem „moderirten“ d. h. herabgesetzten Bauüberschlag stattfindet, da wird ausdrücklich bestimmt, diesen Überschlag nicht zu überschreiten, „vielmehr daran, wo es möglich, etwas zu ersparen“.

Gleich der erste Brief des Pfarrers Mauchart vom 6. Februar 1745 schildert treffend die Zustände im damaligen Pfarrhaus zu Zell. Mancher Leser wird daraus zu seinem Erstaunen entnehmen, daß ein Pfarrer des 18. Jahrhunderts vorzüglich auf Naturalbesoldung gestellt war und sich diese dazuhin noch als Bauer – der Pfarrer von Zell war besonders auf Viehzucht angewiesen und hatte sechs Kühe im Stall – zu verdienen hatte.

Nachdem der Briefsteller eingangs der Bitte Ausdruck gegeben hat, der Herzog möge ihm die Gnade der Errichtung eines neuen Pfarrhauses angedeihen lassen, führt er in bezug auf das bestehende aus: „Dasselbe ist 1651, nachdem in dem dreissigjährigen Krieg das gestandene abgebrant worden, aus einem alten andern anderswo gestandenen Hausz, wie das Gebälk klar anzeigen, herausgezimmert und erbauet worden.“ Es sei hier eingestreut, daß der Brauch, Fachwerkhäuser zu versetzen, nach dem Dreißigjährigen Krieg weit verbreitet war; so wurde etwa das Hegnacher Pfarrhaus 1646 nach Waiblingen verbracht und dort als Dekanatshaus wiedererstellt. Pfarrer Mauchart fährt mit einer Beschreibung des Zeller Pfarrhauses fort: „Es ist kaum 40 Schuh lang (etwa 12 m), und 30 breit und bestehet nach alter Bauart aus drei sehr niedrigen Stockwerken, darinnen sich ein Pfarrer sehr behelfen muss. Das unterste Stockwerk hat blosz: 1. einen Viehstall, kaum zu 6 Stücken (und doch muß ein Pfarrer allhier bey ziemlich vielem Futter aus eigener Pfarr- und zehentbaren Wiesen von der Viehzucht sich vornehmlich nähren); und 2. in einer Holtz-Kammer, durch welche der Kellerhalsz und drei Lufftlöcher herauflögen, also allerdings unbrauchbar ist. Das Gewölb des Kellers ist so schlecht, dasz bald da, bald dort ein Stück hinunter bricht. Das mittlere Stockwerk, darauff man eigentlich wohnet, hat eine Stube, die klein ist, eine Stuben-Kammer, eine Küchen und ausser diesem sonst kein Gemach. Zwar ist auch eine Studierstube vorhanden, welche aber billicher, weil sie über die Mässen klein, ein Futtral über einem studierenden Manne, als ein Musicum (Wohnstatt der Musen) zu nennen ist, und noch darzue den Sommer über vor Gestandk nicht darinnen zu bleiben ist, weil das Cloac nächstens daran hinunter geht. Das dritte Stockwerk, so alles, was unter dem Dachstuhl ist, in sich begreift, hat drei kleine Cammern, durch die eine geht das Camin hinauf, ist also wenig nütz. Die zweite muss ich den Mägden überlassen und die dritte muß ich vor mich und meine Kinder zu einer kümmерlichen Retirade behalten. Dann weil auff dem mittleren Stockwerk kein

Zimmer ist, ausser der Stuben-Cammer, so muß ich, wann ich nur übernacht einen fremden Menschen beherbergen solle, ihm die Stuben-Cammer einräumen und meine und der Meinigen Lagerstatt entweder so lang in der Stuben auff dem Boden machen oder in diese Cammer unter das Tach entweichen... Endlich ist zu obristen unter dem Fürsten (First) noch ein Fruchtboden, wie eng es aber seye, mag daraus abgenommen werden, weil ich nicht einmal meine Naturalbesoldung beyderley Arten daselbst auffbehalten kann, sondern entweder vor der Zeit verkaufen oder in ein frembd Hausz legen musz.“

Das Seltsame ist, daß der nachgesuchte Neubau vom Herzog genehmigt wurde, aber doch nicht zur Ausführung kam, anscheinend wegen Pfarrer Maucharts Versetzung nach Dußlingen; in einem Brief bekennt dieser übrigens, daß ihm überhaupt „vor dem Bauen grauet“, auch sei es hinderlich gewesen, daß „es Gott gefallen im abgewichenen Sommer und Spätling meine Familie sowohl mit langwieriger und schwerer Krankheit, da 7 Personen derselben (wir sehen, Pfarrersfamilien waren schon damals zahl-, bzw. kinderreich) am Hitzigen Fieber gelegen, als auch mit anderwärtiger Fatalität, da meine Tochter durch einen Fall den Fuß gebrochen, heimzusuchen...“

Seltsamer ist, daß dem Nachfolger Pfarrer Joh. Rud. Osiander der Neubau verweigert wurde, trotzdem er in den nächsten Jahren darum in nicht weniger als acht Briefen in geradezu flehentlicher Weise bat. Auch er läßt es nicht an sehr vielsagenden Beschreibungen seiner Umgebung fehlen. Am 23. 1. 1749 hören wir, daß „die Wandungen mehrenteils eingefallen und nur mit Brettern vernagelt, sowohl der steinerne als bretterne Boden aller Orten schadhaft“ seien. Über die Stubenkammer, die gewöhnlich als Schlafstube zu dienen hatte, erfahren wir am 27. 10. 1751: „und diese ist ob dem Kühstall und kann winterszeit wegen des starken Dufftes auf keinerley Art genuzet werden, und Alles muss in der einzigen Wohnstuben schlafen...“ Ja, sogar die Geräte müssen in dieser aufbewahrt werden, „weilen in der Stuben-Kammer, die ob dem Kühstall, alles anläuft, feucht und schimmlicht wird“. Auch 1754 war es noch nicht besser geworden; wir lesen, dass „winterszeit in der Wohnstuben nur allein vier Kinderbettladen ohne die übrigen Meuble stehen, so daß sich fast nicht darin zu regen.“ Im gleichen Jahre wäre übrigens das Haus infolge des schadhaften Kamins fast abgebrannt; es kam zu einer Ausbesserung desselben, die aber nicht von Dauer war. 1758 sind aus den vier Kindern fünf geworden, und wir vernehmen am 19. 1.: „Wir haben uns aber mahlen diesen Winter mit unseren fünf Kindern und Gesind in einem engen Stüblen, darinn noch ein Verschlag, behelfen müssen, ... Dess nachts müssen wir wieder alle beysammen in einem engen Kämmerlen schlafen, und haben auf der untern Etage weiters kein Zimmer, nicht einmal nur eine Speisz-Kammer, dasz

wir etwas von Victualien aufheben könnten ... und ist das ganze Haus so beschaffen, dass nicht bald ein Bauer hier so schlecht bewohnt." In diesem Jahr endlich wurde den dauernden Bitschreiben insofern stattgegeben, als der Viehstall in die Scheuer verlegt wurde; an seine Stelle kamen Zimmer. In diesem Zustand stand das Haus bis zum völligen Umbau 1830/31. Die 1770 unter Pfarrer M. Haldenwang neu errichtete Scheuer steht nicht mehr. Die Bauakten werfen ein bezeichnendes Licht auf die Art der Ausführung von Bauten in der damaligen Zeit. Nachdem der Kirchenratsbaumeister Wilh. Fr. Goez am 27. 1. 1770 einen Bauüberschlag geliefert hat, wird der Bau an die Handwerker vergeben. Ein „Abstraichs-Protokoll“ vom 17. 4. zeigt uns, daß die Zimmer- und Maurermeister, die sich gemeldet hatten, auf einen bestimmten Tag zusammengerufen und einzeln gehört wurden; dann wurde das niedrige Angebot bekanntgegeben, worauf der eine oder der andere das seine unterbot, es jedoch auch geschehen konnte, daß „bei Bekanntgabe und Anfrage eines ferneren Nachlasses ein allgemeines Silentium“ entstund. Bei Angeboten gleicher Höhe erhielt der am nächsten Wohnende den Auftrag. Daß dabei die Bauausführung nicht immer dem fähigsten Meister gegeben wurde, leuchtet ein. Nur so ist es zu erklären, daß etwa das erst 1714 völlig erneuerte Pfarrhaus im nahen Schlierbach von 1428 im Jahre 1767 neu gebaut werden mußte.

Schwaben und Donauschwaben

Von Johann Weidlein

Die deutschen Siedlungen im Karpatenraum, auf dem Gebiete des ehemaligen Ungarn, können in zwei große Gruppen eingeteilt werden. In die erste Gruppe gehören die Deutschtumsgebiete Siebenbürgens, der Slowakei und Westungarns, die alle schon im Mittelalter entstanden sind; in die andere die deutschen Siedlungen des Temeschwarer Banats, der Batschka, der Schwäbischen Türkei, des Ungarischen Mittelgebirges und der innerungarischen Städte; sie alle haben ihre deutsche Bevölkerung erst nach Vertreibung der Türken, also seit 1687 erhalten. Während die Deutschen der mittelalterlichen Siedlungsgebiete verschiedene Namen haben und auch von den Nachbarvölkern Sachsen, Zipser, Heidebauern, Bohnzüchter usw. genannt werden, hießen die Deutschen in den neuzeitlichen Siedlungen einfach *Schwaben*. Diese Benennung, die von den madjarischen, rumänischen und südslawischen Nachbarvölkern herrührt und im Zeitalter des übertriebenen Nationalismus einen spöttischen Beigeschmack haben sollte, wurde allmählich auch von der deutschen Wissenschaft aufgegriffen, und unter diesem Namen, beziehungsweise als Donauschwaben sind die Deutschen des ehemaligen mittel- und südungarischen Raumes auch bei den Deutschen des Mutterlandes bekannt geworden. Wie wenig aber die Donauschwaben

mit den echten Schwaben zu tun haben, müssen wir heute, wo etwa 150 000 Donauschwaben im Schwabenland aufgenommen worden sind, nicht besonders betonen. Baiern, Franken, Hessen und Pfälzer bilden nämlich die überwiegende Mehrheit der sogenannten Donauschwaben, und nur ausnahmsweise trifft man in ihren Reihen echte Schwaben an. Um so interessanter ist die Frage nach der Ursache ihrer Benennung.

Er dürfte bekannt sein, daß nach der Befreiung Ofens durch die kaiserliche Armee im Jahre 1686 Markgraf Ludwig von Baden, der Türkenglouis, es war, der mit den Truppen des Schwäbischen Kreises die weiten Gebiete Ungarns westlich der Donau dem Türk in einem großartigen Siegeszug entriß, und nachher bis zu seiner Abberufung an die Westfront Oberbefehlshaber der gesamten kaiserlichen Armee an der Südostfront wurde. Seine größte Waffentat, der Sieg bei Slankamen (1691) ist zugleich auch ein Ruhmesblatt in der Geschichte der südwestdeutschen Länder. Somit waren also die ersten deutschen Soldaten, die mit der Bevölkerung Mittel- und Südungarns in Berührung kamen, hauptsächlich Schwaben, und der Schwabenberg bei Budapest verdankt gerade den schwäbischen Truppen seinen Namen. (Erst in letzter Zeit hat man ihn umbenannt, zumal man sich der Befreiungstat der Schwaben nicht gerne erinnert hat.) Schon diese einzige Tatsache, daß bei der Vertreibung der Türken die Schwaben eine führende Rolle gespielt haben, würde die Entstehung des Namens „Schwaben“ zur Bezeichnung der deutschen Bevölkerung in den neuzeitlichen Kolonien Ungarn erklären. Es ist doch selbstverständlich, daß die Südostvölker den Unterschied zwischen den einzelnen deutschen Stämmen nicht erkannten und daher nannten sie eben alle Deutschen, die seit 1687 nach Ungarn kamen, einfach Schwaben, da ja die ersten Deutschen, mit welchen sie es zu tun bekommen hatten, auch Schwaben waren. Etwas Ähnliches war übrigens auch mit den Siebenbürger-Sachsen geschehen, die auch keine Sachsen, sondern Moselfranken sind. Die ersten Deutschen, die im 12. Jahrhundert nach Siebenbürgen gelangten, waren nämlich echte Sachsen aus Nordwestdeutschland. Heinrich der Löwe hatte als Sachsenherzog um die Mitte des 12. Jahrhunderts dem Ungarnkönig Geysa II. gegen Ostrom Waffenhilfe geleistet, und als unter demselben Ungarnkönig dann die ersten Deutschen in Siebenbürgen und in der Zips angesiedelt wurden, hat man diese unbeachtet ihrer tatsächlichen Herkunft auch nur Sachsen genannt. Bei den Donauschwaben ist die Lage doch nicht ganz dieselbe wie bei den Sachsen, denn unter den deutschen Kolonisten, die nach der Vertreibung der Türken in Ungarn angesiedelt wurden, gab es auch viele echte Schwaben. Besonders wichtig dürfte sein, daß gerade die ersten Kolonisten überwiegend Schwaben waren. Gleich nach Beendigung der Kriegszeiten (1711) begann die Neubesiedlung der Grafschaft Sathmar jenseits der Theiß: bis zuletzt hatte es hier nur schwäbische Mundarten gegeben. Die ersten Kolonien in der Schwäbischen Türkei (Tevel, Kleindorog) wurden ebenfalls von Schwaben an-